

Zelebrant oder Seelsorger?

Das Bodenpersonal der Kirche

■ PETER PAUL KASPAR



Peter Paul Kaspar, Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrte an der Anton Bruckner Universität Linz.

Vor einem halben Jahrhundert – also in der Zeit vor dem II. Vatikanischen Konzil – war ein katholischer Priester ein von der Welt abgesonderter Mann: Er trat durchwegs schwarz gekleidet auf, vor allem im langen Talar, oder wenigstens mit schwarzem Anzug und dem Kollar als Geistlicher kenntlich, wurde mit „Hochwürden“ angeredet, von den Gläubigen ehrfürchtig behandelt, manchmal sogar mit Handkuss begrüßt. Bischöfe trugen entweder den violetten, Kardinäle den roten Talar, im Alltag schwarz, mit farbigem Birett und Zingulum, oder langem schwarzen Gehrock. Kleriker mit Krawatte waren undenkbar. Das alles änderte sich in den Konzilsjahren dramatisch. Aus dieser Zeit gibt es sogar Fotos des gegenwärtigen Papstes, damals als Universitätsprofessor und Konzilstheologe, in bürgerlichem Outfit: dunkler Anzug und Krawatte (siehe dazu auch das Foto auf Seite 20). Päpste bekam man hingegen nie ohne Talar zu Gesicht.

Der Stellvertreter Christi auf Erden – so ein hierarchischer Terminus – ist immer Amtsperson und nie privat. Der Pfarrer in Jeans, mit Pullover oder T-Shirt ist hingegen kirchlicher Alltag geworden. Wer sich jedoch in höheren kirchlichen Rängen bewegt oder anstrebt, hierarchisch aufzusteigen, sollte tunlichst vermeiden, weltlich aufzutreten. Der zahlenmäßig geringe Priesternachwuchs der letzten Jahre gibt sich wiederum gern klerikal. Gelegentlich werden sogar auf öffentlichen Plätzen wieder wehende Talare gesichtet.

Zelebrant oder Seelsorger

Hinter dem Wechsel im klerikalen Dresscode steht jedoch eine fundamentale Verunsicherung: Was ist ein Priester eigentlich?

Um es mit drastischen Worten zu polarisieren: Zelebrant oder Seelsorger? Natürlich beides – ist zu antworten: Er feiert die Messe (und versieht diverse sakramentale und liturgische Dienste) und er arbeitet in der Seelsorge (als Pfarrer oder kategorialer Seelsorger). Quantitativ war bis vor einigen Jahrzehnten die Seelsorge dominant, mit dem steigenden Priestermangel und der zunehmenden Mehrfachbelastung in Gottesdienst und Administration schrumpfte die eigentliche Seelsorge dramatisch: nach einer aktuellen Umfrage auf etwa 15 % bei den Priestern – in höheren Leitungs- und Verwaltungsfunktionen beinahe auf null.

Während die Seelsorge im engeren Sinn den Priestern entgleitet, übernimmt diese Tätigkeit die inzwischen entstandene und angewachsene Gruppe der „Pastoralarbeiter“: in den Anfängen die Seelsorgehelferinnen, später die Pastoralassistentinnen und -assistenten, die Referenten und Mitarbeiterinnen in den verschiedenen Bereichen der pfarrlichen und kategorialen Seelsorge. Wenn man die inzwischen fast ausschließlich von „Laien“ – welch verräterisch falsches Wort! – geleisteten Dienste in Pastoral und Religionsunterricht zusammenfasst, dann ist die Seelsorge in unseren Breiten weitgehend von den Priestern zu den Laienmitarbeitern abgewandert.

Wer ist ein Seelsorger?

Seit dem Konzil verstanden sich die Priester zunehmend als Seelsorger. Unter den vielen Bezeichnungen – Priester, Pfarrer, Geistlicher Assistent, Seelsorger, Kurat, Kaplan, Kooperator, Geistlicher, Kleriker, Zelebrant – trifft wohl die des Seelsorgers

auf besonders breite Zustimmung. (Wenn man davon absieht, dass im trivialen Sprachgebrauch jeder Priester ein Pfarrer und jeder Polizist ein Inspektor ist.) Die Bezeichnung als „Seelsorger“ ist nach anfänglichen Protesten einiger Bischöfe auch auf die Laienmitarbeiter übergegangen, in letzter Zeit sogar auf viele ehrenamtlich Engagierte ohne theologische Ausbildung. Die Krankenhausseelsorge, die Telefonseelsorge, die Pfarrleitungsteams und viele andere Bereiche sind ohne das Engagement von Laien nicht mehr denkbar. Dass Seelsorge Aufgabe der ganzen Gemeinde sei, sagte schon wenige Jahre nach dem Konzil der damals durchaus weitblickende Pastoraltheologe Ferdinand Klostermann. In der von ihm maßgebend entwickelten Gemeindeftheologie jener Jahre begann sich das pastorale Monopol der zum Priester geweihten Männer aufzulösen – sowohl was die theologisch-akademische als auch die männlich-zölibatäre Seite dieses Berufes betrifft. „Seelsorger sind wir alle!“ So lautete das in einem Schlagwort jener Zeit. Nicht gerade frauengerecht formuliert, doch theologisch zukunftsweisend. (Geschlechtergerechte Sprache ist selten schlagworttauglich.)

Junge Priestergeneration, altes Selbstverständnis

Inzwischen haben die Priester mit ihrem Durchschnittsalter die Pensionsgrenze erreicht, weshalb viele Geistliche weit über diese Grenze hinaus im Dienst verbleiben, manche bis zum Umfallen. Von den wenigen jungen nachwachsenden Priestern wird jedoch häufig wieder das weithin vergessene klerikale Priesterideal hochgehalten: in der Priesterkleidung, im Selbstverständnis als bevollmächtigte Zelebranten, in der schichtspezifischen Predigersprache, in einem vom einfachen Kirchenvolk abgehobenen Gehabe als „Abgesonderter“. Sah man in den ersten Jahren nach dem Konzil einzelne Bischöfe in schwarzem Anzug mit Krawatte, ist heute episkopaler Dresscode wieder allgemein bindend – inklusive der etwas eitel wirkenden Gewohnheit, das goldene Kreuz an goldener Kette zum

schwarzen Anzug zu tragen, oder gar in der Innentasche des Sakkos zu verstauen. (Die nunmehr sichtbare Goldkette wird somit ungewollt zum Symbol der hierarchischen Bindung an Rom.) Die Distanz der bevollmächtigten Amtsträger zum einfachen Kirchenvolk wächst dadurch wieder an. Und die „Reformpriester“ – in Zivilkleidung, konzilsorientiert, gemeindenah und volksverbunden – sind zwar noch in der Mehrheit, jedoch statistisch auf dem Aussterbeetat. Die reformorientierten Bischöfe sind überhaupt bereits verstorben oder in Pension.

Resakralisierung der Amtspriester schafft Probleme

Die inzwischen verwischten Grenzen zwischen der „professionellen Seelsorge“ geweihter Priester und der Seelsorge durch die vielen haupt- und ehrenamtlichen „pastoralen Mitarbeiter“ – so die abgrenzende Sprachregelung – werden neu gezogen. Aus der Resakralisierung der wenigen nachwachsenden zölibatär-männlichen Amtspriester ergibt sich ein gewichtiges Problem für die kirchliche Struktur: Man muss die Pfarrstruktur für die schwindende Priesterschaft umbauen. Die heiße Frage heißt nun nicht mehr: Wie bekommen wir für die vielen Gemeinden die notwendigen Seelsorgerinnen und Seelsorger? Sie lautet vielmehr: Wie reduzieren wir die vielen Pfarrgemeinden auf die kleine Zahl der künftig verfügbaren Priester? Hier wird der sprachlich verschleierte Unterschied zwischen Seelsorger und Priester wieder dramatisch bedeutsam. Was bestimmt die Maxime des künftigen Handelns? Sind es die Menschen, die Gläubigen, die Gemeinden, die Seelsorger? Wird die Reorganisierung der Diözesen eine bloße Mängelverwaltung? Opfern wir die Gemeinden und die Seelsorge auf dem Altar eines veralteten Bildes von Seelsorge und Priesteramt? Aus dieser Sicht sind die verschiedenen Reformen der Pfarrstruktur „narrative Theologie“. Sie erzählen, was ein Priester eigentlich ist: Herr oder Knecht – Pfarrherr oder Kirchendiener?

■ Opfern wir die Gemeinden und die Seelsorge auf dem Altar eines veralteten Bildes von Seelsorge und Priesteramt?

■ Die Priester von heute sind Hirten, deren Herde von den Oberhirten wegadministriert wird.

Glaubenskrise oder Leitungskrise?

Viele Diözesen planen, Großpfarren zu schaffen, in denen die Gläubigen mit dem Auto zu den zentralen Sonntagsmessen anreisen. In solchen unpersönlichen Sammelpfarren wird kaum mehr erlebbar sein, was Gemeinde eigentlich ist. Das Vorhaben des Augsburger Bischofs, in den alten, zunehmend priesterlosen Pfarren sogar die sonntäglichen Wortgottesdienste zu verbieten, führte inzwischen zum offenen Aufstand. Werden künftig die Gemeinden ihr Recht auf einen eigenen Gottesdienst in ihrer eigenen Kirche – notfalls ohne Priester und als selbstgestalteten Wortgottesdienst – wirklich erkämpfen müssen? Augsburg scheint zum Modellfall einer Kirche zu werden, die nicht für die Menschen da ist – sondern umgekehrt die Gläubigen einem schrumpfenden Presbyterium zu Diensten sein soll. Und dieses unter einem Bischof, der nicht oberster Seelsorger, sondern Befehlshaber sein will. Ist es da verwunderlich, wenn die Menschen darauf pochen, dass die Hierarchen ihnen dienen, und nicht über sie herrschen sollen, dass die Pfarrkirchen, die ihre Vorfahren erbaut, die sie selbst bisher gepflegt und gern besucht haben, ihnen gehören – und nicht dem Bischof? Zu Recht wird darauf hingewiesen, dass die gegenwärtige Kirchenkrise in erster Linie keine Glaubenskrise der Gläubigen ist, sondern eine Krise der autoritären Kirchenverwaltung.

„Heilige Herrscher“, nicht „heilige Diener“

So zeigt uns die Gegenwart eine extrem autoritäre – manche sagen „diktatorische“ – Kirche, deren Hierarchen sich als „heilige Herrscher“ und nicht als „heilige Diener“ verstehen. Ältere Pfarrer erinnern sich an den gütigen und humorvollen Papst Johannes XXIII., an sein Konzil, an einzelne geglückte, manche verwässerte und etliche inzwischen zurückgenommene Reformen: Sie sind altgewordene Reformpriester in einer Kirchengemeinschaft, der das Lachen vergangen ist, in der die Seelsorger aussterben und nur mehr wenige Sakralpriester

nachkommen, in der die Bischöfe mutlos geworden sind und der Papst, der selbst nie Seelsorger war, in hohem Greisenalter erleben muss, wie seine vatikanischen Domestiken die Kirchenzentrale sukzessive übernehmen und die versprengten Scharen der Traditionalisten in die Kirche zurückholen, während die „normalen Katholiken“ in großen Scharen davonlaufen. Heute hört man statt der alten Slogans von der „ecclesia semper reformanda“ nur mehr die neuen Slogans von der „kleinen Herde“. Die Priester von heute sind Hirten, deren Herde von den Oberhirten wegadministriert wird.

Welche Kirchengestalt wollen wir?

Man kann verstehen, weshalb sich die junge Generation von dieser museal-vergangenheitsorientierten Kirche nur mehr wenig erwartet – außer vielleicht ein paar Rituale zur Geburt, zur Eheschließung, zum Begräbnis und allenfalls ein cooler Massenevent zum Kirchentag. Viele Priester fühlen sich als Auslaufmodell eines überholten Verständnisses von Kirche: Seelsorger wollten sie werden, Pastoralmanager sind sie geworden. Letztlich geht es um die Frage: Welche Gestalt von Kirche wollen wir? Entweder eine autoritäre Hierarchenkirche – sie wird zu einer Diasporakirche führen, von einer schwindenden Priesterschaft notdürftig betreut und von einem autoritären Episkopat aus sicherer Entfernung straff gelenkt. Oder eine partnerschaftliche Geschwisterkirche – sie würde als Gemeindekirche im Lebensraum der Menschen auch dann bestehen können, wenn es nur wenige Priester gibt. Vielleicht wächst in der Schar der engagierten Frauen und Männer, die ihre Gemeinden über den derzeitigen Priestermangel und die gegenwärtige Führungskrise hinweg am Leben erhalten, jene neue Priesterschaft heran, die auch eine neue partnerschaftliche Form von Kirche schaffen wird. Keine klerikale Diktatur aus der römischen Zentrale, sondern eine geschwisterliche Kirche unter einem Petrusamt, das nicht spaltet, sondern alle eint. ■